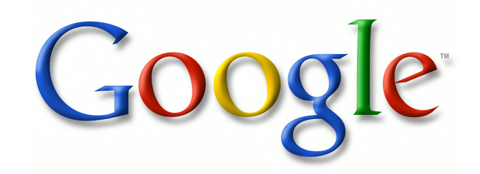


Der goldene Spiegel

und

die Entwicklung der politischen Ansichten Wielands.

I. Teil.

Inaugural-Dissertation,

welche nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät
der Kgl. Universität Breslau

zur Erlangung der Doktor-Würde

Freitag, den 27. November, vormittags 11 Uhr

in der Aula Leopoldina öffentlich verteidigen wird

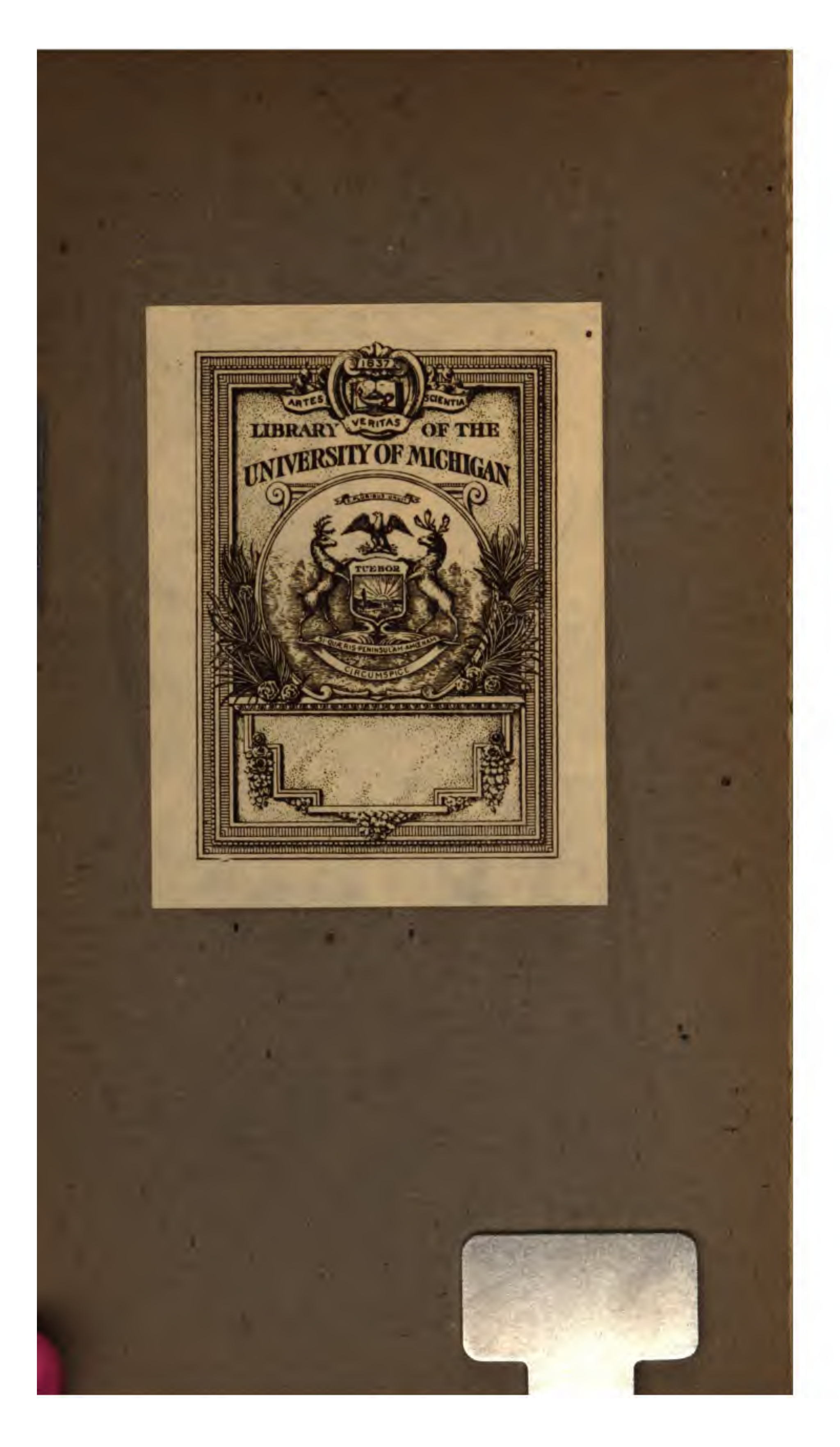
Oscar Vogt.

Opponenten:

Alfred Besuch, Dr. phil.

Alfons Lettau, Rechtskandidat.

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1903.



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Der goldene Spiegel

und

die Entwicklung der politischen Ansichten Wielands.

I. Teil.

Inaugural-Dissertation,

welche nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät
der Kgl. Universität Breslau

zur Erlangung der Doktor-Würde

Freitag, den 27. November, vormittags 11 Uhr

in der Aula Leopoldina öffentlich verteidigen wird

Oscar Vogt.

Opponenten:

Alfred Besuch, Dr. phil.

Alfons Lettan, Rechtskandidat.

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1903.

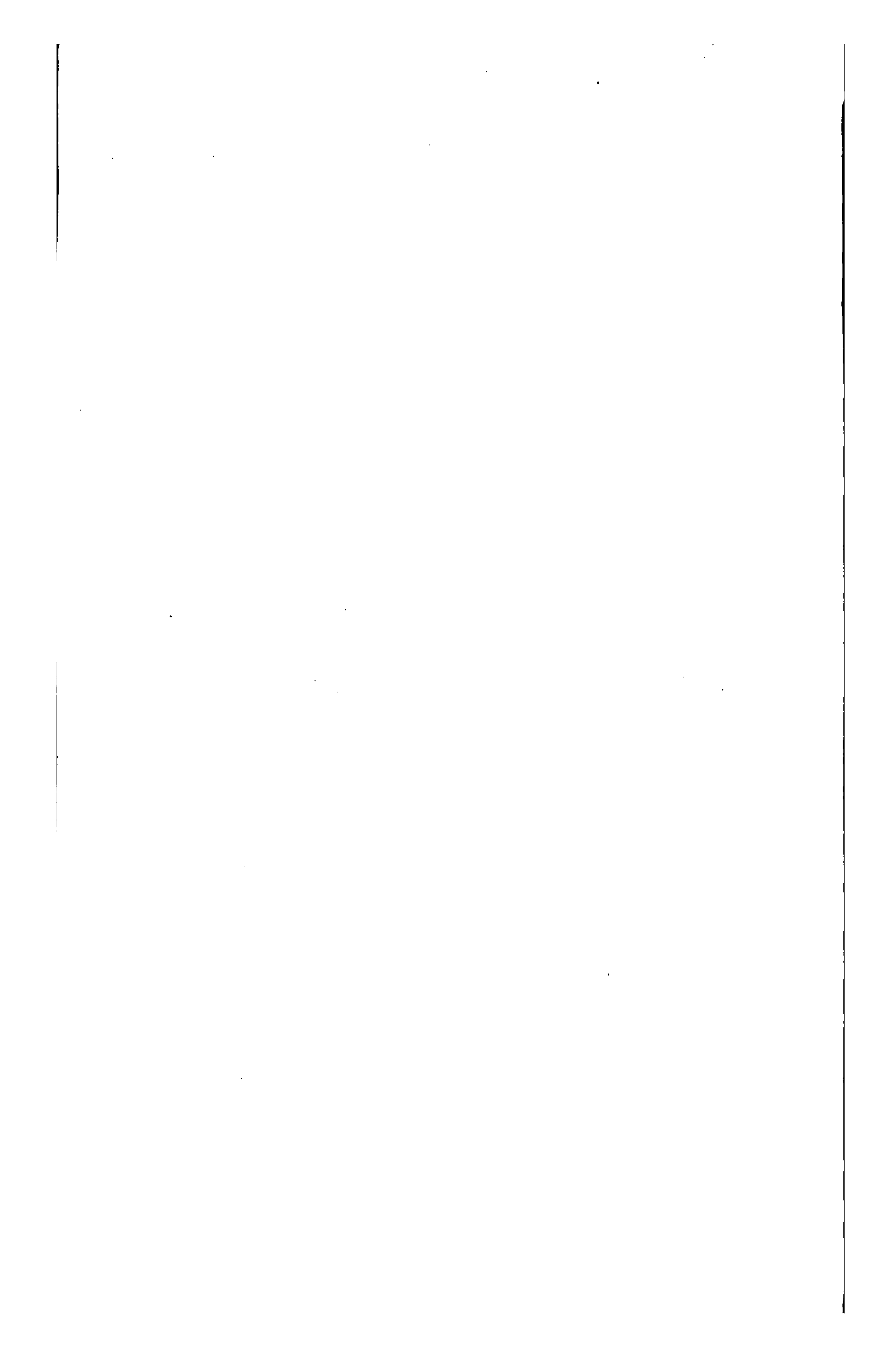
Abkürzungen:

ADB = Allgemeine deutsche Biographie.
Ag. B. = Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich, 1815—16.
Böttiger Lit. = Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen I, Leipzig 1838.
Horn = Horn, C. M. Wielands Briefe an Sophie La Roche, Berlin 1820.
J. B. = Fr. H. Jacobis, Auserlesener Briefwechsel, Leipzig 1825.
Keil = Rob. Keil, Wieland und Reinhold, Original-Mitteilungen als Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Geisteslebens, Leipzig u. Berlin 1885.
L. W. = Ludwig Wieland, Auswahl denkwürd. Briefe von C. M. Wieland, Wien 1815.
Wagner I = Wagner, Briefe an Merk von Goethe, Herder . . Darmstadt 1835.
Wagner II = Wagner, Briefe an und von J. H. Merk, Darmstadt 1838.
1, 2, 3 etc. = Wielands sämtliche Werke, herausg. von J. G. Gruber, Leipzig 1824 ff.
I = Band 16 }
II = „ 17 } = 1. u. 2. Teil des goldenen Spiegels.
M. = Teutscher Merkur.
N. T. M. = Neuer Teutscher Merkur.

Die vollständige Arbeit, die der hohen philosophischen Fakultät vorgelegen hat, erscheint demnächst als 26. Band der von Professor Dr. F. Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“ (Alexander Duncker, Berlin).

Meinem hochverehrten Lehrer

Herrn Professor Dr. Max Koch.



Vorwort.

Wieland, dem nach Goethes Urteile das 18. Jahrhundert ein gut Teil seiner Kultur verdankt, ist von der wissenschaftlichen Forschung lange vernachlässigt worden, und erst die allerneueste Zeit fängt an, ihn mehr zu würdigen.

Ganz unberücksichtigt blieb bisher die Betätigung Wielands als Politiker, und doch gilt von dieser das Wort Treitschkes: „Wieland ist der einzige unter unseren Klassikern, der den Wendungen der Tagespolitik mit reger Teilnahme folgte" (Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. II 404). Damit dürfte der Versuch, Wielands politische Tätigkeit zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen, gerechtfertigt sein.

Bei der Sichtung des vorhandenen Materials und der Frage nach der Gruppierung des Stoffes empfahl sich der chronologische Gesichtspunkt, denn Wielands Leben fällt gerade an die Markscheide zweier wichtiger Kulturepochen. Wie die klassische Periode unserer Literatur den Dichter überholte, so sah der Politiker Wieland in der französischen Revolution den altersschwachen Despotismus, an dessen Reformation er so eifrig gearbeitet hatte, mit einem Schlage zusammenbrechen, um einer Neugestaltung der Dinge Platz zu machen. Aber merkwürdig genug konnte der Dichter auf dem ästhetischen Gebiete den neuen Tendenzen bei aller persönlichen Wertschätzung der führenden Geister doch nicht rechtes Verständnis entgegenbringen (vgl. N. T. M. 97. III 193 Anmerk.). Der echte Sohn der Aufklärung beharrt auch als Mann bei seiner Weltanschauung und nimmt hier an dem Fortschritte so wenig teil, daß die Zeitgenossen über ihn als einen Rückständigen hinwegschreiten. Mit welch jugendlichem Feuer dagegen begrüßt er die ersten Schritte der französischen Re-

volution! Als Politiker reißt ihn sein fortschrittlicher Geist zu sonst bei ihm ganz ungewohnten Übereilungen hin. Jetzt ist seine „Hauptidee, auf die sich fast alle seine Lektüre und Schriftstellerei bezieht, die französische Konstitution und Legislatur, er erhält aus Straßburg und Paris posttäglich die nouveautés du jour.“ (Böttiger Lit. I. 139.) Wielands Aufsätze seit dem Jahre 1789 bilden daher eine wichtige Quelle für seine Beurteilung als Politiker. Hauptsächlich mit Rücksicht auf sie mag Treitschke das erwähnte Urteil ausgesprochen haben; aber in seinem weitern Hinweise, daß gerade Wieland neben dem Grafen Görtz als Lehrer in Karl August das Verständnis für den Staat erweckte, ist die Würdigung des Politikers Wieland auch für die Zeit vor der Revolution enthalten.

In der Tat erschöpfen die genannten Aufsätze Wielands politische Bedeutung durchaus nicht. Politik war immer sein Lieblingsgebiet, wenn er auch gelegentlich mit dem „Grausen“ vor ihr spielte. (Horn 199.) So reicht seine politische Tätigkeit bis in die Anfänge seines literarischen Schaffens überhaupt zurück. Man könnte in dem „Athei non sunt tollendi e re publica“ [1]) des Knaben Wieland die erste politische Äußerung und in der frühen Teilnahme, welche er diesem Gegenstande entgegenbringt, ein Omen für den reifen Dichter erblicken. Der „Cyrus“ ist dann ein Versuch, die Welt in einem Fürstenspiegel zu belehren. Im Jahre 1759 beschäftigt ihn der Plan zu einem Staatsromane „Lucien le jeune“, zu einem politischen Essay und einer periodischen Zeitschrift, in der er seine Feder zum größten Teile politischen Fragen zu widmen gedenkt. (Ag. B. I, 370 f.) Diese werden dann stark im Agathon und in den Dialogen des Diogenes berührt. Ihnen folgen die gegen Rousseau gerichteten Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, sowie der goldene Spiegel und die Geschichte des weisen Danischmend. Endlich sind hierher eine Reihe von kleineren Aufsätzen und einzelnen Äußerungen im Merkur, sowie Rezensionen und Briefstellen zu rechnen.

---

[1]) K. Hoche, ein Schulheft C. M. Wielands, Leipzig 1865, 24.

Wir haben es also, auch wenn wir die Abhandlungen über die französische Revolution ausschließen, entsprechend der Zeitspanne von 1758[1]—89 mit einem recht umfangreichen Stoffe zu tun, und es entsteht die Frage, wie dieser zweckmäßig zu ordnen sei. Eine Besprechung der einzelnen Arbeiten ihrer zeitlichen Entstehung nach würde, abgesehen davon, daß einzelne Äußerungen oder Briefstellen kaum herangezogen werden könnten, nur ein trockenes Durcheinander ergeben. Für eine möglichst vollständige Verwertung des Quellenmaterials und eine richtige Würdigung desselben schien mir folgender Weg der gangbarste: Zweifellos ist der goldene Spiegel Wielands umfangreichstes politisches Denkmal aus der früheren Epoche. Wir haben es in ihm mit einer Art von politischem Glaubensbekenntnisse zu tun, das in nuce wenigstens alles enthält, was Wieland schon erörtert hatte oder später noch ausführte. Daher verdient dieser Roman eine besondere Würdigung: es liegt nahe, ihn als festen Punkt in dem politischen Entwicklungsgange des Dichters zu fassen und die weiteren Aufsätze und Äußerungen zu ihm in Beziehung zu setzen. Natürlich dürfen wir dann nicht eine zeitliche Grenze, etwa das Jahr 1789, annehmen und das jenseits desselben Liegende ausschließen, sondern wir werden die Aufsätze über die französische Revolution wenigstens insoweit heranziehen müssen, als sie zur Vervollständigung des entwicklungsgeschichtlichen Gesamtbildes des Dichters notwendig erscheinen.

Dabei wird es freilich zu einer erschöpfenden Erörterung dieser Abhandlungen nicht kommen, und so müßte das wichtige Verhältnis Wielands zur französischen Revolution,[2]) insonderheit auch zu Napoleon noch eigens untersucht werden. Erst dann würden wir ein abschließendes Urteil über den Politiker Wieland gewinnen. Einstweilen muß ich mich mit der Lösung der ersten Aufgabe begnügen.

---

[1]) Wieland selbst rechnet von diesem Jahre an seine Wirksamkeit für das öffentliche Wohl. (Vgl. 41, 417.)

[2]) Beiträge zu diesem Thema hat neuerdings H. v. Koskull (Wielands Aufsätze über die französische Revolution, Diss. München 1901) geliefert.

Erster Teil.

I.

Einleitung.

Bei der Beurteilung des goldenen Spiegels werden wir zunächst festhalten müssen, daß er in einer ganz bestimmten Absicht verfaßt wurde.

Wielands Stellung als Professor der Universität Erfurt war bei aller Auszeichnung, die er von dem Kurfürsten Emmerich Joseph erfuhr, nicht gerade beneidenswert. Zwar bestrebte er sich das „sta bene cum domino abbate" des Grafen Stadion zu seiner Devise zu machen, aber schon als Protestant war er der klerikalen Partei verdächtig und als Freigeist, wie Danischmend den Bonzen im goldenen Spiegel, ein Dorn im Auge. [1]) Diese Verhältnisse verleideten ihm bei seiner friedsamen Lebensauffassung auf die Dauer seine Stellung und veranlaßten ihn, seine Augen nach Wien zu richten (vgl. L. W. I, 292 u. II 5 f.). Sowie er nicht auf Grund wissenschaftlicher Qualifikation, sondern lediglich als der berühmte Dichter des Agathon nach Erfurt berufen worden war (vgl. L. W. I, 79), sollte ihm jetzt ein neuer Roman eine Professur in Wien verschaffen. Joseph II. wird der Tifan seines goldenen Spiegels (L. W. I 297, 299, II, 5 ff., Böttiger Lit. I, 263), und seine günstigen Aussichten (vgl. Horn 134 f. u. 143) wären gewiß nicht zu schanden geworden, wenn nicht ebendieselbe Partei, die ihm in Erfurt so zusetzte, auch in Wien gegen ihn gearbeitet hätte (vgl. L. W. I, 308 ff.). Seiner besonderen Absicht entsprechend wendet sich der Dichter mit einzelnen

---

[1]) Über die religiöse Kabale gegen Wieland in Erfurt vgl. Boxberger, Wielands Professur zu Erfurt, Jahrb. d. kgl. Ak. gem. Wiss. z. Erfurt, N. F. VI Erfurt 1870, 112 ff.

Stellen des Romans unmittelbar an Joseph II. Auch Loebell[1]) hebt das hervor und kann dem Werke, so sehr es ihm Theorie ist, die praktische Grundlage doch nicht absprechen (a. a. O. 215). Weiter geht Herchner.[2]) Er räumt der Cyropädie einen derartigen Einfluß auf den Roman Wielands ein, daß wir es seiner Darlegung nach in diesem nur mit einem Literaturwerke, vollständig abhängig von Xenophon, zu tun hätten. Tatsächlich liegt dieses Verhältnis folgendermaßen: In der Schweiz begeisterten die Taten Friedrichs des Großen im „Cyrus" den Dichter zu einem Versuche; aber er war dem Stoffe nicht gewachsen (vgl. 50, 255) und mußte sich ganz an Xenophon halten. Jetzt liegen ihm die Reformbestrebungen Josephs vor; dazu kommen seine eigenen Absichten, eine Stelle in Wien betreffend: er greift den alten Plan wieder auf, bedeutend reifer infolge großer Lektüre und Erfahrung, und verwirklicht ihn im goldenen Spiegel.[3]) War ihm im „Cyrus" der König von Preußen nur „Gegenstück" zu seinem Helden (vgl. Böttiger Lit. I 154), so wird jetzt Joseph das „Ur- und Vorbild" Tifans (vgl. L. W. I 297). Dabei mag immerhin zugegeben werden, daß der alte, dem Dichter vertraute Cyrus Xenophons manchen Zug beigesteuert hat, den Charakter des Idealfürsten zu gestalten, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Reformen Tifans in ihren Grundzügen die Bestrebungen Josephs wiederspiegeln. Der goldene Spiegel ist nicht mehr ein rein literarisches Werk, wie der „Cyrus", sondern steht stark unter dem Einflusse von praktischen Forderungen und wird dadurch eine Schöpfung, die nicht nur

[1]) Loebell, C. M. Wieland; aus Bonner Vorlesungen, Braunschweig 1858, 207.

[2]) Herchner, die Cyropädie in Wielands Werken II. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Humboldt-Gymnasiums zu Berlin; Ostern 1896.

[3]) Dieser Unterschied zwischen dem Jugendepos des Dichters und dem goldenen Spiegel wird uns auch aus folgender Erwägung klar: Wieland war in der Abfassungszeit seines „Cyrus" (1758 u. 59) Anhänger der aristokratischen Republik (s. Verfassung). Es kann ihm also mit der Aufstellung monarchischer Grundsätze nicht sehr ernst gewesen sein. Sie waren ihm Theorie, die er vollständig im Banne Xenophons vortrug, ohne sein Herz dabei zu haben. Anders verhält es sich mit dem goldenen Spiegel, in dem der Anhänger des „despotisme éclairé" seine Überzeugung zum Ausdruck bringt.

wie die Jugendarbeit von der Wirklichkeit angeregt, sondern zugleich von ihr befruchtet wurde.

Für den Ernst der Dichtung spricht auch die satirische Absicht, die Wieland mit ihr verband. „Le public ... ouvrira de grands yeux en me voyant présenter aux grands de la terre avec une intrépidité peu ordinaire un miroir qui assurément ne les flatte pas" (Horn 151) schreibt er während der Arbeit an Sophie la Roche und kann auf den didaktischen Zweck des Buches hinweisen: es sei „ein summarischer Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben" (vgl. Vorrede zum dritten Teil, Ausgabe 1772 XIX). Die Staatskunst des Philosophen Danischmend gründet sich auf „Humanität und Moral" (N. T. M. 91. III. 114), der Roman ist also ein Werk, das sich politische und religiöse Aufklärung zum Ziele setzt, und treffend nennt ihn daher Biedermann[1]) „einen Kreuzzug für Aufklärung und Menschenwürde".

Wieland selbst hat den Wert des goldenen Spiegels auch stets diesem ernsten Charakter entsprechend eingeschätzt. Ganz abgesehen von einem Briefe an Göschen, in dem er ihn geradezu mit dem Oberon in Parallele stellt (53, 65), sprechen hierfür noch mehr einige Urteile aus der Zeit der französischen Revolution. Wenn er von dieser eine Konstitution erwartet, die sich eine genaue Verteilung der politischen Rechte zwischen der Krone und dem Volke zum Ziele setzt (41, 29), so erhofft er von der Nationalversammlung nur die Erfüllung seines schon im goldenen Spiegel aufgestellten Ideals, wie er auch 1791 bemerkt, „er hätte sich nicht träumen lassen, daß seine Dichtung unter dem Nachfolger Ludwigs XV. wenigstens einem großen Teile nach in Erfüllung gehen" würde (N. T. M. 91. III. 114).[2]) Zur Zeit der Jakobiner-Herrschaft sieht er nur in einem Helfer wie Tifan Frankreichs Heil (41, 402) und ruft später noch aus: „Was hätte der König von Scheschian

[1]) Biedermann, Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. Leipzig 1867. II 1, 220.

[2]) Vgl. dazu Böttigers Bericht: „Da er von dem Verleger zu einer neuen Durchsicht seiner vor mehr als zwanzig Jahren herausgegebenen Könige von Scheschian aufgefordert worden ist, so macht ihm die Be-

auf den Gewalthaber Frankreichs noch vor der Revolution wirken können?" (Böttiger Lit. I 263). Diese Hinweise auf den goldenen Spiegel in ernster Zeit zeigen uns am deutlichsten, daß der Dichter in seinem Romane keinen Scherz treiben, sondern seine Überzeugung zum Ausdruck bringen will.

Dazu kommt, daß Wieland nicht gerade sehr hoch von den „Weltverbesserern" dachte (vgl. 12, 216; 19, 94; 21, 45). „All' der Ideenkram der Weltenflicker, sagt, was hat er je gebessert?" (21, 317) fragt er und sagt von der utopischen Gleichheitsforderung der Franzosen: „Zwar ist diese Schimäre von jeher der Lieblingstraum gutherziger poetischer Seelen gewesen; die platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Severambenländer sind nichts anders" (40, 340 f.). Damit bezeichnet Wieland diese Stücke selbst als „Träume", und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie er stolz darauf hinweist, daß das meiste der neuen Errungenschaften der Franzosen von ihm schon im goldenen Spiegel erstrebt worden sei, so folgt von selbst, daß Wieland zwischen seinem Romane und jenen Utopien einen Unterschied macht.

Die Wertschätzung des Romanes kommt auch in zeitgenössischen Urteilen zum Ausdruck, in welchen der Politiker Wieland gefeiert wird als „der Verfasser des goldenen Spiegels, der Lehrer der Könige."[1]) Ebenso spendet der Rezensent im Almanach der deutschen Musen dem Dichter das Epitaphium: „erudiebam reges". Iselin beurteilt in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1773. 18, 329 ff.) das Werk im ganzen günstig.[2]) Der Kritiker in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (Deut. Lit. Denkm. d. 18. Jhd. 7 u. 8, 565 ff.) erfreut sich an der Satire auf die „moralischen Giftmischer" und die Despoten. Lavater bewundert den „moralischen Nerv" (Horn 366), und Gleim spricht dem Dichter seine Zufriedenheit aus (Ag. B. III, 119). Der aus Klopstocks Freundeskreise bekannte Bremer Beiträger

---

merkung ein großes Vergnügen, daß er schon vor so vielen Jahren unter dem Vehikel eines neuen Romans fast alle die Ideen von Staats- und Volksrechten vorgetragen hat, die jetzt die französische Nation zu realisieren sich bemüht (Böttiger Lit. I 139).

[1]) Vgl. Bauer, Gesch. d. Politik, Kultur u. Aufklärung im 18. Jhd. II 29.

[3]) Vgl. Schnorrs Archiv XIII 207 u. Erläut. 11.

Joh. Arnold Ebert zollt dem goldenen Spiegel,[1]) ebenso wie der Prinzenerzieher zu Karlsruhe, Dominikus Ring, begeistertes Lob.[2]) Der Wiener Dichter, Staatsrat von Gebler (vgl. L. W. II 5), der Göttinger Philologe Chr. G. Heyne und Herder nehmen ihn wohlwollend auf.[3]) Auch Joseph II. liest den Roman „mit Zufriedenheit“ (vgl. Funk a. a. O. 29 und Böttiger Lit. I. 205). Der Herzog von Augustenburg wird durch ihn zum „Länderreformator“ (Böttiger a. a. O. I. 233). Der Erbprinz von Sachsen-Weimar, Wielands Schüler, macht ihn zu seinem „Toilettenspiegel“ (Funk a. a. O. 22), und seine Mutter schätzt das Werk so sehr, daß sie den Dichter gerade als Verfasser dieses Romans zum Prinzenerzieher nach Weimar beruft.[4])

Damit wird der ernste Charakter des goldenen Spiegels ganz außer Frage gestellt und zugleich erwiesen, daß er, aktuelle Fragen behandelnd, vollständig zeitgemäß war.

Diesen relativen Wert wird man nicht anzweifeln dürfen, wenn auch die Praxis längst über die Theorie des Dichters hinweggeschritten ist und im Hinblick darauf Loebell von einer „gutmütigen Utopie“ sprechen kann.[5]) Handelt es sich um eine historische Würdigung des Werkes, so dürfen wir es nicht von unserem konstitutionellen Standpunkte aus beurteilen. Ebensowenig werden wir dem Romane gerecht werden, wenn wir, von einigen utopischen Zügen ausgehend, einen Rückschluß auf seinen Gesamtcharakter machen. Die angeführten Urteile Wielands bezeichnen uns selbst den Weg: je mehr man sich in seine Werke vertieft, je mehr man den

---

[1]) Vgl. Seuffert, Zwei Briefe Johann Arnold Eberts, Euphorion II (1895) 307.

[2]) Vgl. Funk, Beiträge zur Wieland-Biographie. Freiburg i. B. und Tübingen 1882, 23 f. u. 27.

[3]) Vgl. A. Langguth, Wielands goldener Spiegel, Neue Literarische Blätter 1896. Heft 10, 10 ff.

[4]) Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch, Weimar 1874, 40, u. Seuffert, Wielands Berufung nach Weimar, Viertelj. f. Lit. Gesch. I (1888) 359.

[5]) Gruber dagegen schrieb mit demselben Rechte im Zeitalter der Reaktion in Deutschland (1827): „An Wieland liegt es also nicht, wenn dieser goldene Spiegel nicht recht viel genützt hat und — noch nützt, denn noch ist die Zeit nicht vorüber, für welche es hier Warnung und Rat gibt“ (51, 607).

Spuren der einzelnen Motive nachgeht und sie in ihrer Entwicklung verfolgt, kommt man zu dem Ergebnis, daß auch die Urteile des reifen Wieland, die man gewiß nicht utopisch nennen wird, im Keime wenigstens schon im goldenen Spiegel vorgebildet sind. Damit wird dieser zum politischen Glaubensbekenntnisse des Dichters.[1])

Freilich dürfen wir nicht alles als bare Münze hinnehmen. Der Roman enthält eine Reihe von utopischen Elementen, an deren Realisierung Wieland selbst nicht glaubt; aber in ihnen liegt vermöge der starken Kontrastwirkung gerade die strengste Kritik der Wirklichkeit. In diesen Zukunftsbildern ist der Dichter mehr philosophischer Weltbetrachter als realer Politiker; die Wirklichkeit muß dabei hinter der Dichtung zurücktreten. Zielpunkte der Entwicklung sind es, die in einem langen Wege geschichtlicher Fortbildung vielleicht zu erreichen sind, vielleicht immer Träume bleiben werden, denn als „Regierungsform der Vernunft“ (40, 463) haben wir Tifans Reich zu fassen.

Wir werden so bei den Reformen des Reorganisators von Scheschian unter Berücksichtigung der weiteren Stellungnahme Wielands zu den einschlägigen Fragen die praktischen Vorschläge[2]) von den eben charakterisierten Ausflügen in das „Dorado“ zu scheiden haben und dadurch einerseits dem goldenen Spiegel eine gerechte Beurteilung zuteil werden lassen, andrerseits in dem Romane nach Absonderung jener utopischen Elemente eine wesentliche Stütze für die Erkenntnis der politischen Anschauungen Wielands gewinnen.

II.

Der goldene Spiegel als Staatsroman.

In den wichtigsten wissenschaftlichen Darstellungen, die wir über die Staatsromane besitzen,[3]) wird Wielands goldener

---

[1]) Auch Koskull (a. a. O.) kommt daher naturgemäß öfters auf die Anschauungen des goldenen Spiegels zurück.

[2]) Mit Bezug auf diese konnte Herder den goldenen Spiegel „ein politisches und Regierungskollegium für große Herren“ nennen. (A. Langguth a. a. O. 10 ff.)

[3]) Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften I, 165 ff; Kleinwächter, Die Staatsromane, Wien 1891; Schlaraffia politica (anonym),

Spiegel nicht erwähnt. Da man Hallers Usong nicht übergeht, liegt in dieser Nichtachtung von Wielands Romane ein doppelt hartes Urteil, wie im folgenden gezeigt werden soll.

So wenig man sich auch über das Einteilungsprinzip bei der Frage einer strengen Gruppierung der Staatsromane hat einigen können, scheint doch festzustehen, daß schon das Altertum mit Platos „Staat" und Xenophons „Cyropädie" die Muster für den mehr idealistischen bezw. realistischen Staatsroman aufgestellt hat. Während in der Neuzeit Thomas Morus mit seiner „Utopia" sich an Plato anschloß und in der Folge für den einen Zweig dieser Literaturgattung maßgebend wurde,[1]) fand andrerseits die „Cyropädie" ihre erste große Nachahmung in dem „Télémaque" Fénelons. An die gegebenen politischen Verhältnisse, den unbeschränkten Absolutismus anknüpfend, hatte Fénelon mit seinem Romane den Zweck verfolgt, seinen fürstlichen Schüler zu einem Musterregenten heranzubilden und auf diese Weise den drückenden Despotismus in gemäßigte Bahnen zu lenken.

Als im 18. Jahrhundert in Deutschland namentlich Friedrich der Große dem französischen Absolutismus kraft seiner eigenen Persönlichkeit den „despotisme éclairé" entgegensetzte, erregte die Frage einer Reform der herrschenden Staatsform aufs neue alle Köpfe. Unter diesem Gesichtspunkte ist Hallers Usong, ist auch Wielands Staatsroman zu fassen. Damit wäre uns der Zusammenhang des goldenen Spiegels mit der „Cyropädie", durch die Mittelstufe Telemach, klar geworden. Wie verhalten sich aber die letzten Abkömmlinge dieser Reihe zu einander?

Die Annahme einer Abhängigkeit unseres Dichters von Haller wird später widerlegt werden; hier kommt nur der ästhetische Wert der beiden Werke in Frage. Widmann[2]) hat

---

Leipzig 1892. Caro, Staatsromane (Vortrag), Wochenblatt, I. Jahrg. No. 3 u. 4. Michels u. Ziegler, Einleit. z. Utopia (Lat. Lit. Denkm. d. XV. u. XVI. Jhd. No. 11).

[1]) Eine genaue Analyse der einzelnen Staatsromane würde ebenso über den Zweck der vorliegenden Darstellung hinausgehen, als für denselben mit einer trockenen Aufzählung nichts gewonnen würde.

[2]) Widmann, Albrecht von Hallers Staatsromane und Hallers Bedeutung als politischer Schriftsteller, Biel 1894.

sie daraufhin verglichen (a. a. O. 191 f) und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der Usong dem goldenen Spiegel weit überlegen sei. Dieses Urteil entspricht freilich den aufgezählten Gründen. So kann Widmann der von Wieland angewandten Rahmenerzählung keinen Geschmack abgewinnen, obwohl doch gerade das auf diese Weise erzielte pikante Element, das dem moralisch lehrhaften Inhalte eine so angenehme Form gibt, ein bedeutender Vorzug gegenüber dem „steifstiligen" Usong (Seuffert Viertelj. I 355) ist, der uns in seinen vielen Reden und theoretischen Erörterungen nur ein verstandesmäßig trocken abgefaßtes, wissenschaftliches System von politischen Lehren gibt. Es sei hier Herders gewiß maßgebendes Urteil angeführt, das gerade auf die Komposition der beiden Romane sich bezieht. Während er den „schönen Szenen" im goldenen Spiegel sein Lob spendet (Langguth a. a. O. 11), schreibt er 1771 an Merck, Hallers Usong werde zwar treffliche Gedanken enthalten, aber „ohne Herz und Genie" abgefaßt sein, „für den Verstand vortrefflich, und nie ein Wort für den ganzen Menschen" (Wagner II 35). Übrigens fühlt Widmann an anderer Stelle (a. a. O. 206) diese Schwäche selbst heraus, wenn er sagt, der Usong sei für die meisten Leser „zu ernsthaft" gewesen. Haller hätte es verschmäht, sich auf frivole Schilderungen, die damals nach dem Geschmacke des Publikums waren, einzulassen. In Wirklichkeit war der Usong den Lesern zu langweilig, weil Haller nicht mehr imstande war, den modernen Geschmack eines Agathon zu treffen. Dem alten Dichter fehlte „das Feuer, der leichte Schwung und die Anmut, die man seit einiger Zeit Grazie [1]) nennt," wie er von sich selbst in der Vorrede zu seiner Gedicht-Ausgabe von 1768 urteilt (Widmann a. a. O. 57). Es ist darum kein Wunder, daß ihn die jugendliche Phantasie Wielands überflügelte. Der Tadel, das politische Interesse trete vor den üppigen Schilderungen in den Hintergrund, ist gänzlich unberechtigt, denn man muß die Darlegungen Wielands (hauptsächlich anläßlich der Reform Tifans) im Verhältnis zu Hallers Andeutungen geradezu als weitschweifige Ausführungen bezeichnen (vgl. z. B. die religiösen Reformen

---

[1]) Auch Wieland vermißt diese Grazie an ihm (vgl. Ag. B. I 266).

oder die wirtschaftlichen Vorschläge, die bei Haller ganz fehlen).

Es ist auch von vornherein festzuhalten, daß für den Republikaner Haller die im Usong ausgesprochenen Gedanken nur den Wert von Thesen hatten, mit denen er sein gelehrtes Spiel trieb (in jedem der drei Staatsromane verteidigt er eine andere), wie es ähnlich Wieland im „Cyrus“ getan hatte. Im goldenen Spiegel dagegen ist der Anhänger des „despotisme éclairé“ mit ganzem Herzen bei der Sache und verficht seine innerste Überzeugung.

Wir werden daher den goldenen Spiegel entschieden über Hallers Roman stellen müssen, wie es denn auch die zeitgenössische Kritik getan hat; diese nimmt die Könige von Scheschian beifällig auf, lehnt dagegen den Usong, der nur in Freundeskreisen Anerkennung fand (vgl. Widmann a. a. O. 208 ff.), völlig ab. Ein Vergleich der wichtigsten Beurteilungen der beiden Romane wird uns das zeigen. Eine recht absprechende Kritik des Usong findet sich in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, [1]) während Wielands Roman hier sehr günstig beurteilt wird. Ebenso wird in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek [2]) Hallers Usong „langweilig und uninteressant“ genannt und im Gegensatze dazu in derselben Zeitschrift dem goldenen Spiegel eine günstige Beurteilung zu teil. Auch ein Freund Iselins, Nikolaus Emmanuel Tscharner, zieht die Könige von Scheschian dem Usong vor, wenn er auch den letzteren für „gemeinnütziger“ hält, weil eine Handlung besser gefalle als eine Erzählung (vgl. Schnorrs Archiv f. Litg. XIII 218 Erläut. 11). Das letzte Urteil kann wohl ohne weiteres dahin berichtigt werden, daß eine gute Erzählung auch wirksamer ist als eine dürftige Handlung, deren Einheit noch durch die eingestreuten einförmigen Liebesepisoden durchbrochen wird.

Bei diesem Ergebnisse sind die erwähnten Darstellungen über die Staatsromane, welche die von Xenophon ausgehende Reihe dieser Dichtungen mit Hallers Usong abschließen, als

---

[1]) Vgl. Litrdkm. des 18. Jahrhunderts 7 und 8, 86 f.

[2]) 1773 Band XVIII 451 ff. Vgl. Widmann a. a. O. 215.

lückenhaft zu bezeichnen, und wenn wir nicht Wieland ganz an die Stelle Hallers setzen wollen, so müssen wir ihn doch als letzten Vertreter im realistischen Staatsromane seinem Zeitgenossen, den er weit überragt, gerechter Weise würdig zur Seite stellen.

III.

Zum Inhalte.

Wieland gliedert seinen Stoff in einen negativen und einen positiven Teil. In dem ersten zeigt er uns an einem durch Mißwirtschaft zerrütteten Staatswesen die Fehler der schlechten Staatskunst und stellt uns dann als Fazit im zweiten das Idealreich Tifans vor Augen.

Der Inhalt des Romans ist kurz folgender: Schach Riar, Lolo, Baham und Dolka, echte Typen des Sultantumes, beherrschen nacheinander, einer immer unfähiger als der andere, das Reich Indien. Nur durch ihre Liebhabereien unterscheiden sie sich in dem dolce far niente, dem Gipfel ihrer gemeinsamen Lebensauffassung. Es folgt ihnen Schach Gebal, der sich in schlaflosen Nächten von seiner Favoritin Nurmahal und dem Philosophen Danischmend zu seiner Unterhaltung die Geschichte der Könige von Scheschian vortragen läßt.

Dieses Reich zerfällt in eine Reihe von kleineren Bezirken mit Fürsten, die sich zum großen Schaden ihrer Untertanen in einem beständigen Kriegszustande befinden. Die Wahl eines gemeinschaftlichen Oberhauptes soll Abhilfe schaffen. Da indes der neue König mit ungenügenden Machtmitteln den einzelnen Rajahs gegenüber ausgestattet wird, bleiben die guten Gesetze, die er dem Lande gibt, unwirksam, und so geht es weiter auf der abschüssigen Bahn in Scheschian, bis ein benachbarter Tartarenfürst, Ogul, das Reich erobert. Er regiert als unumschränkter Herrscher, aber als ein persönlich guter Fürst, zum Segen des Landes; auch unter seinen Nachfolgern ist es erträglich, bis unter einem die schöne Lili durch eine allzu große Verfeinerung der Sitten und ihre Prachtliebe der Verschwendung und Genußsucht in Scheschian Tür und Tor öffnet.

Ihr Sohn Azor geht den von ihr eingeschlagenen Weg weiter, läßt sich und das Land von seinen Günstlingen regieren und ruiniert es namentlich durch die Verschwendungssucht seiner Favoritin Alabanda. Dazu kommen religiöse Kämpfe, die unter seinem Nachfolger Isfandiar zur offenen Revolution führen, zumal der König in den Banden seines Günstlings Eblis das Volk auch sonst unglaüblich bedrückt. Nach seiner Ermordung herrscht in Scheschian völlig Anarchie. In der Not erscheint in Tifan, dem Erben Isfandiars, ein Retter. Er bringt das Land durch seine weisen Maßnahmen zu einer hohen Blüte und wird der Schöpfer des Musterstaates, an dem die Scheschianer für immer festhalten sollen. So lange die nächsten Könige dies tun und die von Tifan aufgestellten Maximen befolgen, geht es auch weiterhin gut in dem Lande; aber als seine Kraft in den kommenden Geschlechtern aufgehört hatte, wirksam zu sein, tritt wiederum der Verfall des Reiches ein.

Der Roman ist reich an geschichtlichen Anspielungen. Es soll versucht werden, die wichtigsten hervorzuheben. Schon Seuffert [1]) hat auf die naheliegende Vermutung aufmerksam gemacht, daß wir es in der Schilderung der scheschianischen Zustände vor der Eroberung durch den Kan Ogul mit einer Anspielung auf deutsche Verhältnisse zu tun haben. Die vielen Rajahs, die sich endlich einen König wählen, hernach aber sein Ansehen zu schwächen suchen (Wahlkapitulationen), machen das wahrscheinlich; auch der Hinweis (I, 50) „sein eigenes Fürstentum war eines der beträchtlichsten“ kann sich auf die Hausmacht der Habsburger beziehen, ebenso wie die Erwähnung der 300 Bezirke mit eigenen Herren auf die Souveränitätsverhältnisse im alten Reich gedeutet werden darf (vgl. 40, 152). Endlich ist das Verhältnis von Fürst und Untertan eine Kopie der Zustände, wie sie im 18. Jahrhundert an den kleineren deutschen Despotenhöfen herrschten, und die Eroberung des durch Anarchie geschwächten Reiches seitens Ogul Kans nimmt sich wie eine Prophezeiung Napoleons

---

[1]) Viertelj. f. Lit. Gesch. I 352 ff.

aus, den Wieland hier dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation als ein guter Seher ankündigt.

Neben diesen politischen und sozialen Anspielungen auf deutsche Verhältnisse finden sich auch solche auf religiösem Gebiete. So erkennen wir das deutsche Reformationszeitalter, wenn auf die Mißachtung des geistlichen Standes und die vielen Schmähschriften gegen ihn angespielt wird (I, 216). Die Beseitigung der religiösen Wirren durch Ogul Kan erinnert an den Nürnberger Religionsfrieden (vgl. Seuffert a. a. O. 413). Ferner sind die kulturellen Vorteile, die der Protestantismus Deutschland brachte, hervorgehoben (I, 226). Unter der „Vermischung des scheschianischen Aberglaubens mit dem groben tartarischen Menschenverstande" scheint das Sinken des Protestantismus angedeutet zu sein, der, erst einmal zu einer gewissen Machtstellung gelangt, naturgemäß in den alten Dogmatismus verfiel.

Für die Darstellung der despotischen Mißwirtschaft während der Regierung Azors und Isfandiars haben im wesentlichen französische Verhältnisse das Muster abgegeben. Die Zeiten am Hofe Ludwigs XIV. und XV. werden in freier Verschmelzung der geschichtlichen Einzelzüge zu einem Gesamtbilde vereinigt. So tragen die Favoritinnen Gulnaze und Alabanda deutliche Züge der französischen Hofmaitressen, namentlich der Maintenon (vgl. I, 268) und Pompadour. Wir sehen, wie der unfähige Soubise auf Betreiben der letzteren den Marschallstab empfängt[1] (I, 169 f.), und werden in die religiösen Kämpfe unter Ludwig XIV. eingeführt. Die Streitigkeiten mit den Jansenisten, das Nationalkonzil zu Paris (1681—82), auf dem Bossuet[2] sich hervortat (I, 251 ff), die Bekehrungsversuche der Hugenotten, als nach dem Rücktritt der Montespan der Einfluß der Maintenon maßgebend wird (I, 268 ff.), dann das gewaltsame Vorgehen, die „Dragonaden" des Kriegsministers Louvois, die Aufhebung des Ediktes von

---

[1]) Auf dieses Ereignis hatte Wieland schon ganz ähnlich im „Verklagten Amor" angespielt (12, 179).

[2]) Schon Schirachs Magazin 1772, I, 193 sieht in Kalafs Rolle eine Anspielung auf Bossuet.

Nantes (I, 270) auf Betreiben der Maintenon und der blutige Bürgerkrieg in den Cevennen (die „Kamisarden"), schließlich die letzten Lebensjahre des jetzt frommen Königs, nach dessen Beispiel ein „gewisser Schnitt von Devotion allgemein" wird, und die Einführung des Herz-Jesu-Festes (I, 269): alles das findet sich in der Geschichts-Kontamination angedeutet.

Auch für die sozialen Mißstände, die schließlich zur Revolution in Scheschian führen, werden wir die Muster in Frankreich zu suchen haben. Wieland schildert den ungeheuren Luxus und die namenlose Verschwendung des Hofes, die riesige Steuerlast, die das Land zu tragen hat, und das Elend, in dem seine Bewohner schmachten. Die Verrottung des Adels, für dessen Degeneration zum Hofadel die Gründe richtig erkannt werden — die Könige haben erst mit Hilfe des Volkes den Adel unterdrückt und dann diesen auf das Volk gehetzt (II, 54) —, der Jammer der Hauptstadt, die den „empörenden Kontrast der äußersten Üppigkeit und des äußersten Elendes in einem Grade, der die Menschheit beleidigte" (II, 63), darstellte, kurz alle die Schäden, in denen man noch heute die wesentlichen Ursachen der französischen Revolution erblickt, werden vom Dichter herangezogen, der sich auch hier mit der Schilderung des schlimmen Ausganges, bei der ihm englische Verhältnisse vorschweben mochten, als ein guter Seher erweist.

Von diesem Bilde des dumpfen Despotismus heben sich die Züge Josephs II. und Friedrichs des Großen lichtvoll ab. Joseph, der nach dem Tode Franz I. im Jahre 1765 zur Mitregentschaft berufen wurde, machte seiner Mutter in „Memoires" immer wieder Vorstellungen über die Mißstände der Verwaltung.[1]) Der goldene Spiegel kann geradezu als eine Huldigung dieser reformatorischen Bestrebungen (Erziehungswesen, Zensur, Toleranz und Staatsverwaltung) gelten. Dem entsprechend lassen sich auch einige Stellen in dem Romane unmittelbar auf Joseph deuten, in welchen der Dichter seine Achtung vor der charaktervollen Persönlichkeit des Kaisers bezeugt. Die Stelle: „Tifan zeigte von seiner ersten Jugend

---

[1]) Vgl. Fournier, Joseph II. A. D. B. XIV, 544.

an ungewöhnliche Fähigkeiten etc." (vgl. II, 133 ff.) ist hierher zu rechnen. In ihr weist Wieland auf den schätzenswerten impulsiven Grundzug Kaiser Josephs hin (vgl. auch II, 123 und 149). Wie Klopstock (s. Vorrede zur Hermannsschlacht) erträumte auch Wieland von Joseph II. die Gründung einer Akademie zur Stärkung des deutschen Geisteslebens. Wien sollte, wie Paris und London, kultureller und politischer Mittelpunkt von Deutschland werden (L. W. II, 24, 43, 48). Seine Neigung für den Kaiser kommt darum an zahlreichen Stellen (vgl. 44, 218; L. W. II, 5 f., 60 f., 75 f.) zum Ausdruck; namentlich ist hier hervorzuheben das Gedicht „Marc Aurel an die Römer", in dem Joseph als der „neue Titus" gefeiert wird (vgl. L. W. II, 73), und anläßlich des Todes des Kaisers die rückhaltlose Anerkennung seiner Bestrebungen in dem Aufsatze „Die zwei merkwürdigsten Ereignisse im Monat Februar 1790" (41, 77 ff.).

Eine Reihe von Zügen Josephs im goldenen Spiegel, wie die große Fürsorge des Landesherrn, der alles durch seine Gegenwart belebt und für Ausführung seiner Befehle sorgt (I, 154), ist zum Teil auch dem großen Friedrich eigen, andere werden wir nur ihm zuschreiben können. Wenn von dem Schutze die Rede ist, den Ogul Kan den Bonzen angedeihen läßt (I, 222), so werden wir an Friedrich denken, der als Freigeist doch die religiöse Überzeugung ehrte und (allerdings erst 1773) den Jesuiten trotz der Aufhebungsbulle Clemens XIV. seinen Schutz gewährte. Seine „behutsame Art" in religiösen Angelegenheiten steht, wie Wieland weiter hervorhebt, in einem wohltuenden Gegensatze zu Josephs stürmischem Vorgehen nach dieser Richtung. Auch Friedrich, in der Schweiz der „Abgott" des Dichters (Böttiger Lit. I, 154 u. Ag. B. I, 236), der ihn zum „Cyrus" begeisterte, bleibt ihm immer der Gegenstand der größten Achtung. Die politische Bedeutung des großen Königs ist ihm klar (27, 331), wenn er auch für dessen kriegerische Erfolge kein Verständnis hat (47, 82 u. 83) und seine despotischen Neigungen verurteilt (Wagner I, 250). Sogar das herbe Urteil sur la littérature allemande findet er ganz gerecht (Ag. B. II, 340); nur bedauert er, daß Friedrich zu wenig deutsche Gesinnung besitze, den getadelten „lite-

rarischen Jammer" zu beseitigen und „ein Perikles" seiner Nation zu werden (Ag. B. III, 280).

Endlich scheint der Dichter an die berüchtigten Reisen der Kaiserin Katharina von Rußland gedacht zu haben, wenn (I, 185) von den Günstlingen die Rede ist, die dafür Sorge tragen, „daß die königlichen Augen nirgends durch den Anblick des Mangels, der Nacktheit und des Elends beleidigt werden möchten."

Die Bestrebungen der schönen Lili geben Wieland Gelegenheit, seine Ansichten über das Verhältnis von Natur und Kunst auszusprechen und damit zu Rousseaus „Discours sur les sciences et les arts" Stellung zu nehmen.[1]) Wieland stand in seiner Schweizer Zeit stark unter dem Einflusse Rousseaus. Aber wie Schiller, der ja auch in der „Anthologie" den Manen Jean-Jacques sein Opfer bringt,[2]) in einem ernsten Geschichtsstudium Meister über seine Jugendschwäche wird, mußte auch Wieland, nachdem er erst einmal aus den platonischen Sphären zu Xenophons Wirklichkeit herniedergestiegen war, naturgemäß als ein Schüler des Realisten in einen scharfen Gegensatz zu dem Idealisten Rousseau treten. Er berührt sich jetzt mit Iselins Gegnerschaft und vertritt in einem Briefe an diesen vom Jahre 1759 schon den Standpunkt, daß Kunst und Wissenschaft für den Menschen nicht ein Übel, sondern schwache Überreste seiner wirklichen Fähigkeiten seien, die er nur nicht genügend ausgenutzt hätte (vgl. Schnorrs Archiv XIII, 199). Dann hat Wieland namentlich in den Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Herzens (Bd. 31) die hier einschlägigen Fragen weiter untersucht und das Ergebnis dieser Vorstudien im goldenen Spiegel zum Ausdruck gebracht. Gemeinsam mit Rousseau ist ihm die Anklage der bestehenden sozialen Verhältnisse. Wie er schon in der Züricher Abschiedsrede über die Verkommenheit der Franzosen klagt[3]) und im Diogenes

---

[1]) Eingehend hat das Verhältnis Wielands zu Rousseau untersucht: Timotheus Klein, Studien z. vergl. Lit.-Gesch. Bd. III, 425 ff.

[2]) Vergl. Kuno Fischer, Schillers Jugend- und Wanderjahre, Heidelberg 1891; 30 ff.

[3]) Bernhard Seuffert, Die Züricher Abschiedsrede, Viertelj. f. Litgesch. II (1889) 589 f.

dem Elende der Menschen ganz wie Rousseau die Feder leiht, so geben uns auch die Könige von Scheschian, namentlich in ihrem ersten Teile, einen getreuen „Spiegel“ des irdischen Jammers, und zwischen den Zeilen können wir die ständige Anklage gegen diejenigen lesen, die hierfür die Verantwortung tragen. Rousseaus Anschauung aber, daß die Kultur, ein willkürliches Abirren des Menschen von der Natur, zu seinem Verderben führen müsse, stellt Wieland schroff die seinige gegenüber: die Kultur, eine notwendige Folge des in der gesamten Natur liegenden Fortbildungsprinzips, muß dem Menschen Segen bringen, wofern er nur jedem Übermaße mit seiner Vernunft Einhalt gebietet. So ist ihm auch die Geschichte kein Rousseauisches Abwärts vom Urzustande aus, sondern ein ständiges Aufwärts, und dementsprechend gibt es kein „Zurück“, sondern nur ein „Vorwärts“ (31, 291), das schließlich zu dem „véritable état de la nature“ führen muß (vgl. 13, 204). Im Gegensatze zu Goethe, der an den Fortschritt des Menschen im allgemeinen nicht glaubt und daher die Zeit kommen sieht, wo Gott „abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung“, [1]) hält Wieland mit Schiller („Spaziergang“) an einer allgemeinen Fortschrittskurve fest; Sprünge jenseits und diesseits derselben muß die menschliche Vernunft wieder zur Normallinie zurückführen; denn zum Übermaß neigt der Mensch, und nur dieses „Zuviel“ ist die Ursache seines Elends, nicht aber die Kultur an sich. Die von Rousseau so gepriesene „Unschuld des goldenen Alters“ ist ihm nur ein primitiver Urzustand, aus dem der Mensch heraustreten mußte (12, 318). So sicher das Kind zum Manne wird, führt die Natur den Menschen zur Kultur (31, 49); denn „jede höhere Stufe, welche der Mensch betritt, erfordert eine andere Lebensordnung“ (I, 72). Damit ist den Künsten und Wissenschaften die Berechtigung zugesprochen: sie sind nur äußere Formen der inneren Fortschrittsnotwendigkeit.

Die vollständige Beseitigung aller schädigenden Einflüsse der Verfeinerung ist allerdings ein utopischer Gedanke, den

---

[1]) Vgl. Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, Frauenfeld 1899, 28 u. 37.

man auch durchführen kann, ohne nach Rousseaus Auskunftsmittel, dem „retournons à la nature", zu greifen. Die Utopie von den Kindern der Natur ist ein Paradies, in dem die Menschen glücklich sind, obwohl sie weit davon entfernt sind, mit Rousseaus Wilden in den Wäldern Eicheln zu fressen (31,15 u. 21,17). Die kleine Kolonie ist vielmehr „ein Völkchen von ausgemachten Wollüstigen" (I, 117), das alle Genüsse und Segnungen der Kultur durchkostet und trotzdem von ihren schädigenden Wirkungen nichts verspürt, weil es durch Präservativmaßregeln gegen sie gefeit ist. Psammis, der die Naturkinder zur Kultur führt, überläßt sie nicht ihrem Schicksale wie Abulfaouaris in den „Bekenntnissen" es tut, sondern er weiß den Fluch, den hier die erwachende Begierde den Menschen bringt, durch eine weise Gesetzgebung in Segen zu verwandeln und schafft damit ein Staatswesen, einem vollständig regulierten Uhrwerke vergleichbar.

Dieses Geschichtchen hat im übrigen vollständig episodenhaften Charakter und gewinnt nur unter dem Gesichtspunkte Bedeutung, daß es den Höhepunkt der Polemik gegen Rousseaus Diskurs bildet. Es ist eine von den Schöpfungen, bei denen Wielands Herz den größten Anteil hat (vgl. Ag. B. III, 120). Schon in der Schweiz hatte er seiner Vorliebe für diesen Gegenstand Ausdruck gegeben (50, 192). Im Gegensatze zu diesen christlich frommen Visionen von Unschuldswelten dürfte in dem „Bienenstaate" des „Lucien le jeune" solch ein Ideal, der veränderten Geistesrichtung des Dichters entsprechend, geplant gewesen sein. Dann findet sich im Diogenes die Schilderung einer platonischen Republik; indes ist die Zeichnung hier noch zaghaft, mit groben Strichen durchgeführt. Erst im goldenen Spiegel läßt der Dichter seiner Phantasie völlig Raum: In einem weltabgeschiedenen Tale genießen die Kinder der Natur ihr Glück in Herzenseinfalt und Reinheit, echte Repräsentanten von Wielands Lebensweisheit. Sie verstehen es, im Gegensatze zu dem bei ihnen einkehrenden Emir, dem Vertreter der verkommenen Kulturwelt, in jeder Beziehung die Harmonie zu wahren. Die möglichste Glückseligkeit der einzelnen, soweit sie sich mit dem allgemeinen Wohle verträgt, wird vor allem durch das Fest-

halten an den weisen Gesetzen erreicht, die ihnen Psammis gegeben hat; zugleich verhindert dies auch den Mißbrauch ihres Glückes.

Für die Einreihung dieser Episode in den Roman mögen die „Inseln der Seligen in den wahren Geschichten“ Lucians,[1]) die Troglodyten in den „Lettres persanes“ von Montesquieu, Voltaires „Eldorado“ im „Candide“ (cap. XVII und XVIII) und Fénelons Schilderung von Bätika im „Télémaque“ (am Schlusse des 8. Buches) vorbildlich gewesen sein. Für ihren Inhalt ist wesentlich der Einfluß der „Histoire des Sevarambes“ und der „Basiliade ou les îles flottantes“. Wie die Sevarambier ihre weisen Einrichtungen dem eingewanderten Perser Sevaris verdanken,[2]) so tritt unter den Kindern der Natur Psammis als Gesetzgeber auf. Sevaris — in der „Basiliade“ ist es Zeïnzemin — weiht einen Tempel und hält dabei jene denkwürdige Rede, die sich in ständiger Überlieferung fortpflanzt; ebenso führt Psammis seine Schützlinge an dem Tage, der seitdem als Gründungstag des Gemeinwesens als heiligster Festtag gilt, zu einem Tempel und macht sie dort in einer Ansprache mit seinen Gesetzen bekannt. Auch die weise Abwechselung von Arbeit, Vergnügen und Ruhe, die der Greis dem Emir als das Arkanum eines langen, glücklichen Lebens empfiehlt, erinnert an die aus der „Utopia“[3]) in das „Sevarambenland“ herübergenommene Einteilung des Tages. Ebenso berühren sich die Erziehungsgrundsätze vielfach und sind nur in den mehr äußerlichen Zeitbestimmungen verschieden. Gemeinsame Mahlzeiten, ähnliche Arbeitsteilung, gleiche Ehevorschriften und dieselbe Staatsverfassung finden sich in allen drei Utopien wieder. Das in allen Staatsromanen eine so große Rolle spielende Problem der Übervölkerung wird in ihnen in derselben Weise gelöst: die Sevarambier errichten an ihrer Grenze stets neue „Osmanien“,[4]) und die Kinder der Natur suchen sich dadurch

---

[1]) Bentsch, Lucianstudien, Progr. Plauen, Ostern 1895, 11.
[2]) Kleinwächter a. a. O. 60; Schlaraffia politica 138.
[3]) Vgl. Mohl a. a. O. I, 192.
[4]) Kleinwächter a. a. O. 64.

zu helfen, daß sie in benachbarten Tälern Kolonien gründen, sobald eine Familie sich auf ihrem Grund und Boden nicht mehr ernähren kann. Für diese Züge, die sich zum geringsten Teile in andern Staatsromanen wiederfinden, dürften am ehesten die genannten zwei Utopien die Quelle abgegeben haben; andere sind von vornherein Gemeingut dieser Literatur. So die epikureische Ethik,[1]) auf welcher die Kinder der Natur, wie alle Utopier, ihre Freudereligion, den Glauben an Gott als den unsichtbaren, die Menschen beglückenden Wohltäter, aufbauen (vgl. I, 101). Ebenso ist die Wertschätzung der Gesundheit als eines Lust schaffenden Gutes ein Zug, der sich seit der „Utopia" des Thomas Morus überall in den Staatsromanen wiederfindet.

Die Realisierbarkeit des geschilderten Ideals hat Wieland selbst im goldenen Spiegel höchstens einem „kleinen, von der übrigen Welt abgeschnittenen Volke" zugestanden, „aber ein großes Volk hat Leidenschaften vonnöten, um in die starke und anhaltende Bewegung gesetzt zu werden, welche zu seinem politischen Leben erfordert wird" (I 133. vgl. I 128); und da Wieland dem Großstaate aus kulturellen Rücksichten entschieden den Vorzug gibt, so zeigt sich auch darin die Spitze der Episode gegen Rousseaus Vorliebe für die kleinen Freistaaten gerichtet.

„Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kador abgebildet zu haben", so schrieben schon die Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772 (a. a. O. 568). Für diese Annahme spricht der Hinweis auf die große Verbreitung, welche die Schriften des genannten Philosophen unter dem Publikum fanden, und der Vorwurf seiner Neider, daß er der „Verdorbenheit des menschlichen Herzens" auf die „unerlaubteste Weise" schmeichele. Man wird sich hierbei an die Angriffe erinnern müssen, die sich Wieland seiner komischen Erzählungen wegen zuzog. Die hier ausgesprochene Rechtfertigung ist in den Grundzügen das, was Wieland dann (1775) in den „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***" (49, 119 ff.) weiter ausführte. Den weiteren Gegensatz zwischen Kador und den

---

[1]) Vgl. Michels u. Ziegler a. a. O. Einleitung XVII.

übrigen Philosophen, denen es nicht ernst um die Wahrheit ist, sondern die nur ihrer Spottsucht frönen wollen (vgl. II, 22), kann man als eine Anspielung des Dichters auf sein Verhältnis zu Voltaire auffassen. Wieland will mit diesem nicht auf eine Stufe gestellt werden; die Ironie und Satire als Selbstzweck ist ihm etwas Hohles, ja Verächtliches, wenn sie die Tugend angreift (Ag. B. I, 91). Dieser Gegensatz zwischen Wieland und Voltaire ist eine notwendige Folge ihrer verschiedenen Lebensauffassung. Im Gefolge seines Lehrers Shaftesbury hält Wieland mehr oder weniger am Optimismus fest, den Voltaire im „Candide“ so erbarmungslos verspottet. Allerdings beschränkt auch Wieland diesen Standpunkt auf die Teleologie, die im ganzen liegt, während er im einzelnen nach dem Muster des Philosophen von Fernay die verbildende Hand des Menschen als höchst unvollkommenes Organ der göttlichen Weisheit erkennt. So sind der Diogenes und Danischmend, Anklagen des entarteten Menschengeschlechtes, in ihrer Satire die geeignetsten Parallelen zu den Romanen Voltaires; aber es zeigt sich hier auch gleich der Gegensatz der beiden Schriftsteller. An Stelle von Voltaires verletzender Schärfe und Bitterkeit tritt bei Wieland das „rire des choses d'ici bas“ (Hassenkamp, Neue Briefe Wiel. vorn. an Sophie la Roche, Stuttgart 1894, 152 und Horn 85). Er hält sich viel mehr an den maßvolleren Lucian[1]) als an den ausfälligen Voltaire (L. W. I, 113 u. Horn 43). So ist des letzteren „écrasez l'infame“ in Wielands Munde undenkbar. Dazu hatte er ein zu tiefgehendes Verständnis für die Heiligtümer der Menschheit; „die schlechteste Religion ist noch besser als gar keine!“ ruft er aus, und obwohl er mit der Aufklärung das Licht des Wissens als Basis der kommenden Weltanschauung herbeisehnt, kann er sich doch nicht entschließen, etwa wie Voltaire erbarmungslos die alten Tempel und Altäre niederzureißen, ohne neue an ihre Stelle zu setzen, sondern wird sogar zum geschmähten Verteidiger der „Vorurteile“ (s. Volksbildung).

---

[1]) Vgl. Steinberger, Lucians Einfluß auf Wieland, Diss. Göttingen 1902, 135 ff.

Darum kann der Beiname „deutscher Voltaire“, den man Wieland gegeben hat (Böttiger, Lit. I, 248), sich höchstens auf die äußere Stellung in dem Kampfe um den Fortschritt, die publizistische Vielseitigkeit[1]) und die satirische Gesamtrichtung der beiden Autoren, nicht aber auf eine innere Geistesverwandtschaft beziehen, wie auch früh von Franzosen hervorgehoben wird.[2]) Dem unerreichten französischen Muster in stilistischer Hinsicht steht der deutsche Dichter mit seiner schwerfälligen Weitschweifigkeit gegenüber, aber andrerseits ist auch bei Voltaire in allem, was er geschrieben, „keine Spur des Wielandischen Ideals von moralischer Liebenswürdigkeit zu finden“.[3]) Solch ein Cynismus, wie er sich in den Romanen Voltaires so häufig breitmacht (um ein Beispiel anzuführen: siehe die Genealogie der venerischen Erkrankung des Maître Pangloss im „Candide“ kap. IV), ist in Wielands Feder unmöglich. „Ein Autor, der wie ein Pavian seine einzige Freude daran findet, obszöne Positionen und Grimassen gegen seine Leser zu machen, ist kein Mensch, mit dem ehrliche Leute sich in Sozietät einlassen können“ (Ag. B. III, 175), schreibt Wieland an Gleim (mit Bezug auf Heinse) gegenüber solcher schriftstellerischer Leichtfertigkeit.

Das alles spricht sich auch in den unmittelbaren Urteilen Wielands über Voltaire aus. Er weiß die Verdienste des großen französischen Aufklärers, namentlich um die Toleranz, wohl zu schätzen (32, 10) und erkennt ihn als den Bahnbrecher auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete an (vgl. Böttiger, Lit. I, 140). Aber bei aller Hochachtung vor den Erfolgen Voltaires verwirft er doch dessen schriftstellerische Mittel (Ag. B. I, 218, 271), und seinem Charakter muß er Wertschätzung und Verachtung in gleicher Weise zollen (Ag. B. I, 357).

---

[1]) Vgl. Wielands publizistische Tätigkeit von Herm. Böhnke, Progr. Oldenburg 1883, 5.

[2]) Vgl. Rheinisches Archiv von Vogt u. Weitzel 13. Bd. 1. bis 4. Heft, Wiesbaden 1814, 138.

[3]) Bouterwek, Gesch. d. Kunst u. Wissenschaften, Göttingen 1819, Bd. 11, 111.

IV.

Quellen.

Eine genaue Untersuchung der Quellen des goldenen Spiegels würde eine nicht nur sehr umfangreiche, sondern auch sehr schwierige, wenn nicht unlösbare Aufgabe sein. Wir brauchen uns nur an den berüchtigten Aufruf der Schlegel im Athenäum zu dem „concursus creditorum“ Wielands und dessen einfache Antwort „ich verarbeitete Ideen, die mein geworden waren“ (Böttiger, Lit. Zust. I, 249) zu erinnern, um uns bewußt zu werden, wie schwer es ist, einem Autor auf die Spuren zu kommen, der so ungeheuer viel Fremdes zu seinem geistigen Eigentume gemacht hat. Wieland war kein selbstschöpferisches Genie, sondern ein Reproduktionstalent ersten Ranges, von dem auch Goethe sagte: „Er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmutete, wie er sich's zueignete und es wieder mitteilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete“ (Hempel IV, 359 f).

Vermöge dieser Eigenart von Wielands Schöpfungen hat Seuffert [1]) mit Recht davor gewarnt, bestimmte Quellen für den goldenen Spiegel aufzustellen. Es wird sich empfehlen, nur auf das Vorkommen dieses oder jenes Zuges bei irgend einem Autor aufmerksam zu machen und im übrigen die Frage der Entlehnung offen zu lassen, so weit diese sich nicht durch sichere Belege in hohem Grade wahrscheinlich machen läßt. Versuche, die sich ein höheres Ziel stecken, werden immer zu problematischen Ergebnissen führen. Von diesem Gesichtspunkte ist Herchners Arbeit zu betrachten. Er hat in recht einseitiger Weise für den goldenen Spiegel die Cyropädie, ebenso wie für den Cyrus, als Quelle in Anspruch genommen. Schon Wilhelm [2]) ist dieser Annahme mit dem Hinweise entgegengetreten, daß der Einfluß Xenophons über die Charakteristik Tifans nicht hinausreiche, und auch da seien die Parallelen vielfach allgemeine Sätze, die Wieland und seiner Zeit über-

---

[1]) Viertelj. f. Litgesch. I, 415, Anmerk. 66.

[2]) Wilhelm, Anzeige von Herchner, Die Cyropädie in Wielands Werken: Euphorion V, 754 ff.

haupt geläufig gewesen wären. Herchner ist zu seinem Ergebnisse nach einem Vergleiche der Charaktere Kaiser Josephs II., Cyrus' und Tifans gekommen. Dabei hat er sich um den Nachweis bemüht, daß nicht Joseph, sondern Cyrus unter Tifan verstanden werden müsse. Seine Beweisführung ist aber sehr anfechtbar. Aber selbst wenn Tifan viel mehr Züge von Cyrus trüge, so besagt das noch wenig; denn bei einer Zusammenstellung des goldenen Spiegels mit der Cyropädie ist das Wesentliche nicht die annähernde Gleichheit der Charaktere der Helden, sondern die völlige Verschiedenheit ihres Auftretens. So würde doch Herchner z. B. für die religiösen Bestrebungen Tifans ebenso schwer das Vorbild in der Cyropädie finden, als es selbstverständlich ist, daß sie von Josephs Reformen nach dieser Richtung beeinflußt sind. Die breiten politischen Ausführungen im goldenen Spiegel zeigen uns doch im Vergleich mit den schülerhaften Versuchen unter Xenophons Führung im Cyrus deutlich den Fortschritt und die größere Selbständigkeit der Vorlage gegenüber.

Diese ist natürlich bedingt durch den Entwicklungsgang des Dichters. Was hatte er seit seiner Schweizerzeit, in der er allerdings „auf Xenophons Menschen mehr als auf alle Heilige der römischen Kirche" hielt (Ag. B. I, 234), nicht alles gelesen! Die Antike war mehr oder weniger vor der modernen englischen und französischen Literatur zurückgetreten. In die letztere hatte ihn der Graf Stadion zu Warthausen eingeführt, dem er zudem ein gut Teil Welt- und Menschenkenntnis verdankte (Ag. B. III, 386). Dazu kommen die trüben Erfahrungen, welche er als Stadtschreiber zu Biberach und als Professor in Erfurt gesammelt hatte. [1]) Ferner werden wir uns an die Vertiefung Wielands in die Probleme der Entwicklungsgeschichte des Menschen erinnern. Er liest in Erfurt über Iselins Geschichte der Menschheit (L. W. I, 91) sowie über Montesquieus esprit des lois (Böttiger Lit. I, 211) und schreibt selbst die Aufsätze zur Geschichte des menschlichen Herzens gegen Rousseau. Am schwersten aber fällt der politische Wandel vom Republikaner zum Monarchisten ins Gewicht, der sich an

[1]) Koch, Wieland, A. D. B. 42, 407 ff.

Wieland in der Mitte der sechziger Jahre vollzog (s. Verfassung), und den man an Bedeutung mit dem Umschwunge in philosophisch-ethischer Beziehung vergleichen kann. Das alles mußte ihn natürlich seiner Vorlage gegenüber, deren Sklave er bisher gewesen war, skeptisch machen. Und nun vergegenwärtige man sich die erwähnte Eigenart von Wielands Dichtungen. „Man hört und liest von Kindesbeinen so viel, daß man vieles weiß oder zu wissen glaubt, ohne eigentlich sagen zu können, woher man es hat", sagt er selbst. Was ist also natürlicher als die Annahme, daß wir es auch im goldenen Spiegel mit einer großen Kontamination zu tun haben, einem bunten Gemälde, dessen Farben der Verfasser nach Belieben aus seinem ungeheuren Lesevorrate und seinen Erfahrungen entnahm, um seinem Gegenstande die nötige Frische zu verleihen?

Auch Wilhelm schließt sich daher (a. a. O. 755) der Warnung Seufferts an, die dieser übrigens nochmals in dem Aufsatze „Wielands Hymne auf die Sonne" (Euphorion V, 87) zum Ausdruck bringt.

V.

Entstehung.

Spuren der im goldenen Spiegel niedergelegten Ideen lassen sich bis in Wielands Schweizerjahre zurückverfolgen. Während der Arbeit an seinem Epos, dessen Held schon Züge von Tifan trägt, hatte Wieland den Mangel an politischen Kenntnissen selbst empfunden und sich darum eifrig mit Politik und Geschichte befaßt (50, 255). Als eine Frucht dieser Studien haben wir die „Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen" aufzufassen.

Ist diese Schrift bezeichnend für den frühen Reformeifer Wielands, so ist noch wichtiger für die Beziehungen zum goldenen Spiegel sein Plan zu „Lucian des Jüngeren wahrhafter Geschichte". Nach seiner Mitteilung an Zimmermann sollte das Werk aus drei Teilen bestehen: „Le premier tome seroit le plus extravagant. Le second livre du premier tome ... contient la description de deux républiques, le troisième celle d'un état d'abeilles intelligentes, le quatrième d'une

nation nommé Pagodes, dont le gouvernement, les mœurs et la religion sont tout ce qu'il y a de plus détestable.“ Das fünfte Buch endlich werde die abenteuerliche Reise (erinnernd an Klimms unterirdische Reise von Holberg) in den Bauch eines Walfisches enthalten (Ag. B. I, 352). Der Titel „Lucien le jeune“ spricht für den satirischen Charakter des Ganzen, und zwar ist es, wie im goldenen Spiegel, die politische und religiöse Satire, die Wieland hier schon in seinem Romane plant. In dem zweiten Buche werden wir es mit der Gegenüberstellung zweier Republiken, einer aristokratischen und demokratischen zu tun haben, bei der sich der Anhänger der aristokratischen Verfassung von Bern natürlich für diese Staatsform erklärt hätte. Dafür sprechen auch einzelne der in der periodischen Wochenschrift geplanten Aufsätze (Ag. B. I, 370). Endlich ist bedeutsam für den goldenen Spiegel die Erwähnung des „Bienenstaates“. Man kann den Inhalt mit ziemlicher Sicherheit erschließen, wenn man bedenkt, daß der ganze Plan unter dem Einflusse von Morellys „Iles flottantes“ entstanden ist. An Zimmermann schreibt Wieland am 8. November 1758: „Haben Sie die Basiliade nicht gelesen?... es ist eine Art von Histoire des Sevarambes oder Utopia, aber die Ausführung macht es neu“ (Ag. B. I, 309 u. I, 299). Wir dürften daher hier den Entwurf zu einem Staatsromane unter Anschluß an die genannten vor uns haben, der uns zu den utopischen Elementen des goldenen Spiegels hinüberführt. Insonderheit glaube ich in diesem „Bienenstaate“ das Urbild für die Episode von den Kindern der Natur zu sehen. Diese trägt eine Reihe von Zügen aus der „Basiliade“ [1]) und der „Histoire des Sevarambes“, [2]) an welchen Wieland eigens die „natürliche Religion“ (Gespräche mit Wieland, mitgeteilt von Funk, Archiv für Litgesch. XIII, 490) und die „mit den Gesetzen der Natur harmonische Unschuld und Güte“ (Ag. B. I, 309), also die beiden Angelpunkte des

---

[1]) Eine „Beurteilung der Basiliade“ sollte auch in die Wochenschrift aufgenommen werden.

[2]) Unter dem Einflusse dieses Werkes von Vairasse hatte Wieland schon 1754 einen Hymnus auf die Sonne gedichtet (vgl. Seuffert, Wielands Hymne auf die Sonne, Euphorion V, 80 ff.).

Glückes der Naturkinder, bewundert. Im Gegensatze zu den früheren Schilderungen der Unschuldswelten, die nach Grubers Urteil noch „halb christlich, halb platonisch" (50, 192), ganz entsprechend der Geistesrichtung des Dichters, schwärmerisch abgefaßt waren, hätte Wieland uns in dem geplanten Staatsromane nach seinem Bruche mit der alten Weltanschauung ein satirisch aufklärerisches Werk geschenkt. Im goldenen Spiegel wäre dann diese sarkastische Spitze zum Teil verloren gegangen, der Inhalt der Episode derselbe geblieben.

Wie weit die zum goldenen Spiegel führenden Fäden zurückliegen, zeigt uns am deutlichsten der große politische Essay, den Wieland ebenfalls noch in demselben Jahre (1759) zu schreiben gedenkt. Schon die Aufgabe selbst „sur le problème de la meilleure législation" könnte als Motto für die Könige von Scheschian gelten. Aber auch im übrigen sind diese geradezu eine weitere Ausführung der dort ausgesprochenen Ideen. Wie Tifans religiöse Reformen die Grundlage für seinen ganzen Staat bilden, so betrachtet Wieland schon jetzt eine Gesetzgebung „fondée sur le Christianisme joint à la saine philosophie" als die beste und den religiösen Fortschritt einstweilen als den der Menschheit notwendigsten. Auch die Leichtigkeit, mit welcher Wieland die einschlägigen Probleme lösen zu können glaubt,[1]) erinnert sehr an die im goldenen Spiegel von Tifan vertretenen Anschauungen. Dieser Essay kam ebensowenig zustande. Wenn aber Wieland in dem Briefe an Iselin,[2]) durch welchen wir Kunde von ihm erhalten, darauf hinweist, daß er erst einige Vorstudien für jenen „Versuch" veröffentlichen wolle, so können wir in dem Diogenes und den Beiträgen als Vorstufen zum goldenen Spiegel die Verwirklichung dieser Absicht und in letzterem selbst die Ausführung des genannten Planes sehen.

---

[1]) Vgl. Brief Wielands an Iselin, Schnorrs Archiv XIII, 198 ff.

[2]) Der Brief ist anläßlich des Druckes von Iselins „Versuch über die Gesetzgebung" abgefaßt worden. Wir dürften nicht fehl gehen, wenn wir alle politischen Entwürfe des Jahres 1759 hauptsächlich auf den Einfluß von Iselins Schriften zurückführen.

Vorher sind noch zwei Entwürfe zu nennen, 1763 eine Sammlung vermischter Abhandlungen aus der Philosophie, Geschichte und Literatur (Ag. B. II, 216), und 1767 „eine bösliche Kritik der Philosophen unter dem Titel: die Republik der Schatten oder die glückseligen Inseln" (Ag. B. II, 276). In Anbetracht von Wielands politischem Wandel (s. Verfassung) dürfte unter dieser eine Satire auf die republikanische Staatsform zu verstehen sein, wie sie sich auch im Agathon und Diogenes (vgl. Böttiger Lit. I, 205; Horn 117) findet und später in „Athenion, genannt Aristion" noch weiter ausgestaltet wurde. Im Agathon ist Tifans Wirksamkeit schon stark vorgebildet (vgl. 11, 63). Die Mitarbeiterschaft an den Mönchsbriefen [1]) stählt Wielands Feder für die religiöse Satire im goldenen Spiegel; der Diogenes bietet in seiner Anklage der sozialen Verhältnisse eine Parallele zu der Vorgeschichte Scheschians und verfolgt in seiner „Republik" ebenso wie die Episode von den Kindern der Natur den Zweck, die Unmöglichkeit einer wahren Republik zu erweisen (vgl. Horn 117; Böttiger Lit. I, 205). Endlich sehen wir den Dichter in den „Beiträgen" Rousseau gegenüber dieselbe Stellung einnehmen wie in seinem Romane; namentlich sind hier die Ausführungen gegen Rousseaus Forderung der Rückkehr zur Natur (31, 52 ff.) eine kurze Skizze der Grundgedanken des goldenen Spiegels.

Wenn sich so die Spuren unseres Romanes weit in dem Entwicklungsgange des Dichters zurückverfolgen lassen, so ist natürlich die übliche Annahme, daß Hallers „Usong" das Vorbild für den goldenen Spiegel geliefert habe, von vornherein unwahrscheinlich. Gegen sie spricht auch, wie Seuffert (Viertelj. I, 355) ausführt, die Chronologie der Entstehung. Hallers Usong erschien am Ende des Jahres 1771. [2]) Wieland aber hatte schon im März des genannten Jahres das erste und zweite Buch druckfertig und berichtet dann an Gleim im Juli von seiner Arbeit am dritten und vierten Teile (Ag. B. III, 63). Zweifellos war ihm also der ganze Plan klar, noch bevor der

---

[1]) Asmus, R. G. M. De la Roche, ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung, Karlsruhe 1895.

[2]) Vgl. Widmann a. a. O. 76.

Usong erschien. Diesen lernt er auch nicht bald kennen (vgl. Horn 150 f.) und spricht erst von seiner Lesung in einem Briefe vom 6. Januar 1772: „J'ai vu et parcouru Usong, mais je ne l'ai pas lu; raison pourquoi? c'est que je me suis endormi à la septième page“ (Horn 153). Bei einer derartigen Kritik ist doch wohl eine Beeinflussung Wielands durch Haller kaum anzunehmen. Tatsächlich übertrifft der goldene Spiegel an ästhetischem Werte weit den Roman Hallers, und der Berührungspunkte sind, wie auch Widmann (a. a. O. 191) ausführt, nur sehr wenige. Schon die Beziehungen der beiden Dichter machen eine Anlehnung nicht wahrscheinlich. So sehr Wieland in seiner Jugend zu Haller hinneigte,[1]) so sehr fühlte sich der gealterte Haller später durch die geänderte Geistesrichtung Wielands zurückgestoßen (a. a. O. 479 f). Natürlich wirkte das auch auf Wielands Stimmung, und so entsteht ein gespanntes Verhältnis (L. W. II, 8), wovon auch die Urteile des Dichters über Haller Zeugnis ablegen (Ag. B. I, 184 u. 266). Eine Anlehnung an diesen hätte darum viel eher zu einer Verspottung Hallers führen müssen, wie denn letzterer auch annahm, daß der goldene Spiegel eine Parodie seines Usongs sei (vgl. Widmann a. a. O. 190). Das alles führt uns zu der auch von Widmann vertretenen Annahme, daß die beiden Romane unabhängig von einander entstanden sind.

Nicht von Hallers Usong ist die Anregung ausgegangen, sondern Merciers „L'an deux mille quatre cent quarante“ (1770 erschienen) hat Wieland den letzten Anstoß zur Ausführung seiner Ideen gegeben. Das Buch hatte einen derartigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er trotz seines abfälligen Urteils über den Bélisaire von Marmontel seinen Staatsroman schreibt und damit den dort getadelten Fehler, er enthalte zu geläufige Alltagswahrheiten (Horn 64), nicht nur selbst begeht, sondern sogar zu etwas Verdienstvollem stempelt (Ausgabe 1772 Vorrede zum 3. Teil XXI). Auch das Lob, das Wieland dem Werke von Mercier spendet: „Ce livre est un bien singulier phénomène, ein wahres Zeichen vom jüngsten Tage

[1]) Vgl. L. Hirzel, Albrecht von Hallers Gedichte, Frauenfeld 1882, 354 ff.

der französischen Verfassung" (J. B. I, 64), zeigt uns, daß das „Idealreich" Tifans, eben solch einen Endpunkt der Entwicklung darstellend, im Wettbewerb mit Merciers Dichtung entstanden ist. Darauf weist Wieland selbst hin, wenn er während der Arbeit am goldenen Spiegel dem langweiligen Usong das „herrliche" Werk Merciers gegenüberstellt und im Vergleich mit ihm von seinem Romane sagt, er sei nicht so aggressiv wie sein Vorbild (Horn 153). Gewiß ist das deutsche Werk gemäßigter als das französische, aber sein Zweck ist derselbe, es ist nach Jacobis Worten, ebenso wie Merciers Jahr 2440, „consacré à l'humanité" (J. B. I, 64).

Im Jahre 1794 dichtete Wieland für seine Ausgabe letzter Hand noch ein Schlußkapitel zu der früheren Fassung. Sein Optimismus ging nicht so weit, an die Beständigkeit der Einrichtungen Tifans zu glauben. So hatte er schon 1775 den von ihm bewunderten Kolonien von Nordamerika ihren Verfall von Stufe zu Stufe vorausgesagt (49, 142 f.), weil die Menschen eben den Leidenschaften unterworfen seien (41, 46) und nicht nur „metaphysische Silhouetten" wie Tifans Bürger. In dieser Erkenntnis glaubte Wieland dem Romane nur eine abschließende Form zu geben, wenn er den Untergang des Reiches Scheschian unter Tifans Nachfolgern hinzudichtete. Natürlich benutzt er für diese Fortsetzung die Ereignisse der französischen Revolution, und insofern hier die eben gesammelten Erfahrungen zum Ausdruck kommen, gestaltet sich dieser Schluß zu einer Kritik der ersten Fassung vom Jahre 1772. Im übrigen unterscheiden sich die beiden Ausgaben nur wenig von einander. Hervorzuheben ist, daß Wieland die Vorrede zum dritten Teil in der letzten Fassung getilgt — u. a. enthält diese eine Verteidigung für die Einkleidung der politischen Lehren in Romanform, wie Justi diese mit ganz ähnlichen Gründen in seiner Vorrede zum Psammetich in Schutz genommen hatte — und die beiden ersten Abschnitte der Ausgabe von 1772 zu dem ersten Teile (1. Abschnitt bis I, 144, 2. Abschnitt bis I, 272), den dritten und vierten (3. Abschnitt bis II, 139, 4. Abschnitt bis II, 278) mit dem hinzugedichteten Schlusse zu einem zweiten Teile zusammengefaßt hat.

VI.

Form.

Der goldene Spiegel ist eine Rahmenerzählung nach dem Muster der Märchen von „Tausend und einer Nacht". In einer Reihe von Erzählungsabenden tragen die Scheherezade Nurmahal und der Philosoph Danischmend dem Schach Gebal die Geschichte von Scheschian vor.

Mayer[1]) hat gezeigt, wie stark die ganze Einkleidung unter dem Einflusse des jüngeren Crébillon steht. So knüpft gleich die Einleitung des Romans, die Genealogie der unfähigen Sultane und ihre sarkastische Charakteristik, an Crébillons Märchen „Le Sopha" und „Ah quel conte" an. Schach Gebal spielt mit seinen lächerlichen Zwischenbemerkungen eine ganz ähnliche Rolle wie sein Vorbild Baham bei dem französischen Satiriker, und ebenso ist auch die ganze Szenerie, in der sich die Erzählung abspinnt, bei Crébillon vorgebildet. Diese Anlehnung an den frivolen französischen Romanschriftsteller erklärt uns auch ohne weiteres die freieren sinnlichen Szenen, die sich im goldenen Spiegel vorfinden. Indes bleibt Wieland doch in der Ausmalung dieser Situationen weit hinter seinem Muster zurück. Diesen Gegensatz zu Crébillon deutet er selbst an (I, 37): „Schach Gebal... hatte wirklich zu viel gesunden Geschmack, um an Unrat, so fein er auch zubereitet war, Gefallen zu finden."[2]) Schon in Koxkox und Kikequetzel hatte Wieland abfällig von den Szenen Crébillons (12, 254) geurteilt. Der Sinnenkitzel, den der Franzose erstrebt, liegt dem deutschen Dichter fern; er will nur seine Lehren dem verwöhnten Publikum in einer angenehmen Form beibringen. Wie Montesquieu in den „Lettres persanes" die pikante Schilderung des Haremslebens aus dieser Rücksicht einflicht, nutzt auch Wieland die Rahmenerzählung für ähnliche Episoden aus. Das lag dem Dichter des Agathon und der komischen Erzählungen freilich nahe;

---

[1]) Mayer, Die Feenmärchen bei Wieland, Viertelj. f. Litgesch. V, (1892) 513 ff.

[2]) Vgl. Loebell a. a. O. 217.

aber er befleißigt sich doch einer so feinen Zurückhaltung, daß auch ein Mann wie Lavater immer noch die Moralität des Ganzen bewundern konnte.

Wie Crébillon in seiner „Ecumoire" und Haller in der Vorrede zum Usong, gebraucht auch Wieland die Fiktion, daß seine Geschichte aus einer scheschianischen Handschrift in die europäischen Sprachen übersetzt worden und so zu den Augen des Dichters gekommen sei. Mit dieser Verlegung der Ereignisse „in die große Scheschianei" (N. T. M. 94 I, 137) wird eine räumliche und zeitliche Ferne geschaffen, die eine Satire weniger gefahrvoll macht. So hatte Thomas Morus das entlegene Utopia für seine Schilderung gewählt und seine Ideen durch den weitgereisten Hythlodäus vortragen lassen, und auch jene halb heroisch-galanten, halb historischen Romane verlegten ihre Handlung in ferne Länder, um das politische Versteckspiel besser durchführen zu können. Wieland hatte jenes namentlich an Bodmers Patriarchaden studiert[1]), und weil in den kirchenpolitischen Schriften Vorsicht geboten war, so haben wir im Abulfaouaris ebenso wie im goldenen Spiegel die exotische Einkleidung. Da man im 18. Jahrhundert allgemein gerade die chinesische Verfassung sehr hoch anschlug, so daß sie Justi als die vernünftigste überhaupt bezeichnen konnte,[2]) lag es nahe, Tifans Reich, ebenso wie es Haller im Usong getan, nach Asien zu verlegen.

Des satirischen Zweckes wegen nimmt Wieland mitunter auch seine Zuflucht zu Randbemerkungen. In irgend einer zweideutigen Form machen sie den Leser über die im Texte vorgetragene Wahrheit schwankend und verschleiern des Autors wirkliche Meinung. Jacobi kennzeichnet diese Eigenheit Wielands mit folgenden Worten: „Man fällt in eine Schlinge, man glaubt sich herausgewickelt zu haben, und schon liegt man wieder in einer neuen" (J. B. I, 93).[3]) Allerdings erhebt er den Einwand, daß dadurch der Leser leicht verwirrt werden

---

[1]) Vgl. Seuffert, Viertelj. I, 413 Anmerk.

[2]) Roscher, Geschichte der National-Ökonomie, München 1874 = Geschichte der Wissenschaften in Deutschland 14, 448.

[3]) Der Brief ist vom 30. Oktober 1772 datiert; die betreffende Stelle könnte sich also gerade auf die Lesung des goldenen Spiegels beziehen.

könne, und Wieland muß sich eigens dagegen verwahren (a. a. O. I, 96). So weiß Wieland geschickt und scherzend zugleich die Torheit ad absurdum zu führen: auf diesem Spiel mit der Ironie, das er hauptsächlich den Alten abgelauscht hat, beruht überhaupt der Vorzug seiner Schriften. [1]) Ein weiterer Teil der Anmerkungen ist nur für den großen Haufen bestimmt, der an solchen „Anekdötchen" Gefallen finde und belehrt sein wolle, wie Wieland selbst hervorhebt (Wagner II, 103). Man könnte sie geradezu als Fortsetzung des Mißbrauches bezeichnen, den die Schlesier von ihrem Wissen im Romane machten.

Auch etwas dem sogenannten „Skythenmotive" Ähnliches verwendet Wieland. Hatten Lucian, Montesquieu (Lettres persanes) und Voltaire [2]) (der Hurone im Ingénu) ein urwüchsiges Naturkind unter die verderbte Kulturwelt versetzt, so erzielt Wieland die damit beabsichtigte Kontrastwirkung, indem er in umgekehrter Weise den Überbildeten in Gegenden kommen läßt, die für seine Kultur kein Verständnis haben. So gestaltet sich das Auftreten des Priesters Abulfaouaris bei dem unverdorbenen Volke und des Emirs bei den Kindern der Natur zu einer Kritik der gegebenen Verhältnisse, wie sie auch das Skythenmotiv herbeiführen will.

Häufig tritt der Autor „als Herausgeber" in nähere Beziehung zu dem Leser, oder aber er entzieht sich ihm plötzlich durch eine „Lücke"; beide Mittel hatte Wieland schon im Agathon und in den Mönchsbriefen angewandt; das letztere findet sich auch sonst in seinen Werken. [3])

In stilistischer Beziehung zeigen sich im goldenen Spiegel die Schwächen und Vorzüge der Prosa Wielands überhaupt. Der schon von Klopstock gerügte Wortschwall, [4]) mit dem er seine Gedanken in riesigen Perioden vorbringt, läßt den bekannten Tadel der Xenien gerecht erscheinen. Adelung hat in seiner Abhandlung „Über den deutschen Stil" in dem

---

[1]) Vgl. Thalmayr, Über Wielands Klassizität, Sprache und Stil, 21. Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1894, 8.

[2]) Vgl. Rentsch a. a. O. 11.

[3]) Vgl. Asmus a. a. O. 82 u. 89.

[4]) Vgl. Aus Klopstocks letzten Jahren, Aufzeichnungen eines Italieners, Deutsche Rundschau 94, II, 111.

Kapitel von den Perioden als abschreckendes Beispiel der „Nürnberger Schachteln" gerade eine Stelle aus den Königen von Scheschian gewählt.[1]) Gegen diesen Tadel wendet sich Wieland mit dem Hinweise auf sein Bestreben nach Deutlichkeit und Bestimmtheit. Was Isokrates und Cicero tun durften, sollte ihm auch erlaubt sein (vgl. Morgenblatt 1813, 526). Die oftmaligen Wiederholungen ein und desselben Gedankens, die Eigenheit, alles von allen möglichen Gesichtspunkten anzufassen, schädigen allerdings den Gesamteindruck, aber wir werden diese Mängel zum Teil doch dem spröden politischen Inhalte zur Last legen müssen, welcher nach Wielands eigenen Worten Wahrheiten enthält, die nicht oft genug wiederholt werden können. Anderseits sind doch auch im goldenen Spiegel schon alle die Vorzüge von Wielands Stil zu erkennen, durch die er im Gegensatze zu Klopstocks schwerer Prosa eine neue Umgangssprache geschaffen hat. „Leicht und gefällig schmiegt er sich dem Gange der Unterhaltung an, birgt bei aller Breite und Geschwätzigkeit dennoch einen Reiz und eine Wärme in sich und setzt Muskeln und Gelenke der Sprache in Bewegung, die bei den Zeitgenossen tot zu sein schienen" (Thalmayr a. a. O. 12). Am glänzendsten zeigt sich freilich dieses Verdienst Wielands in seinen letzten Romanen, aber im wesentlichen hat er seine Schwächen, die in der ersten Fassung des Agathon noch hervortreten, schon im Diogenes überwunden[2]), und so kann Ebert gerade die „Kraft des Ausdrucks" im goldenen Spiegel bewundern.

Wieland selbst hält sehr viel auf ihn: „Der goldene Spiegel war bereits in der ersten Ausgabe eines meiner vollendetsten Werke in Rücksicht auf Form und Stil" (53, 64 f.); besonders empfiehlt er die „dramatischen Stellen" in ihm wegen der Einfachheit des Ausdrucks dem österreichischen Dramatiker Staatsrat v. Gebler als nachahmenswertes Muster (vgl. L. W. II, 51).

---

[1]) Böttiger, C. M. Wieland, Nach s. Frd. u. sein. eigen. Äußerungen. Raumers hist. Taschenbuch, X, 385.

[2]) Vgl. Wilhelm, die zwei ersten Ausgaben von Wielands Agathon, Festschr. d. deutsch. akad. Phil.-Vereins zu Graz; ausgegeb. z. 20. Stiftungsfeier im Som.-Sem. 1896. Graz 1896; 98.

